

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 47 (1964)
Heft: 5

Artikel: Ein genialer, hintergründiger Jux
Autor: Zschokke, Helmut
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-411230>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nicht die Seite der Armen.» Regt sich da so etwas wie ein schlechtes Gewissen über die Untaten der Kirche von gestern und vorgestern? Fast scheint es so.

4. «Eines der hoffnungsvollsten Zeichen im heutigen Katholizismus ist, daß man nicht mehr so leicht und vertraulich über Gott redet. Man gibt nicht vor, all seine Geheimnisse zu kennen und all seine Reaktionen zu erraten. Gottes Transzendenz ist für uns heute übermächtig geworden ... Einige möchten darin den Einbruch des Atheismus in den heutigen Katholizismus sehen. Mag etwas daran richtig sein, im Grunde vollzieht sich aber etwas weitaus Bedeutenderes: das Wachsen Gottes im Geist der Menschheit und die Reinigung unseres Gottesbildes. Ganz instinktiv wendet sich der heutige Katholik von den zahlreichen Karikaturen Gottes ab: vom Bild des großen Polizisten, der sich nur für die Gesetzesübertretungen zu interessieren scheint, vom Bild des universellen Buchhalters, dem nichts verborgen bleibt und der mit erschreckender Genauigkeit die Liste unserer Taten nachführt, ... vom Bild des schrecklichen Folterers, der nur danach zu trachten scheint, die ungetauft verstorbenen Kinder und die armen Neger in die Hölle zu jagen. Wenn wir heute für irgendetwas den Atheisten dankbar sein sollen, so dafür, daß sie mit ihren ständigen Einwänden uns hindern, mit Gott zu mogeln.»

Hier stellt unser Autor seine Kirche vor eine wirklich entscheidende Frage — vor die Frage der Transzendenz des christlichen Gottes. Er geht aber nur mit zögernden Schritten an das Problem heran, niemals aber in das Problem hinein. Im Vorhof der eigentlichen Transzendenzproblematik bleibt er verzagt stehen. Jaspers in seinen beiden letzten Schriften ist hier mutiger und radikaler: er stellt die christliche Gotteslehre vor folgende zwingende Alternative:

Man kann gewiß Gott in die Transzendenz hineinstellen — von dem Augenblick an aber wissen wir von ihm nichts mehr, können über diesen Gott gar keine Aussage mehr machen und

haben nun auch keine Möglichkeit, kein Recht mehr, auf dem Grund dieses transzendentalen Gottesglaubens einen verbindlichen Unterricht, eine Dogmatik oder gar eine Wahrheitslehre und Kirche aufzubauen. Das wäre die *eine* Möglichkeit der Alternative — nun die *andere*: Gott wird aus der Transzendenz herausgeholt und herüber genommen in die irdische Kontingenz, in die irdische wirksame Kausalität und Realität. Von diesem Augenblick an aber ist dieser Gott auch den Gesetzen der Realität und der irdischen Ursächlichkeit unterworfen; er verliert sofort seine Absolutheit und wird ein Spielball irdischer Kräfte. Er steht dann nicht mehr *über*, sondern *in* der Realität.

So weit will natürlich unser Jesuiten-Autor nicht gehen. Er bleibt bei dem von Thomas gelehrtens Gott als einem *ens realissimum*, bei diesem Gott als dem Schöpfer und darum auch als dem Inbegriff aller Realität. Wohl aber will er diesen seinen realen Gott vorübergehend in die Transzendenz eintauschen und ihn in diesem Heilbad von allen Unvollkommenheiten, von allen Schlacken der menschlichen Gottesvorstellung reinigen. Hier geht unser Autor sogar so weit, daß er dem zeitgenössischen Atheismus dankt — dankt dafür, daß er ihm zu dieser Gottesreinigung Hand und Hilfe bietet. Im Augenblick übersieht er die Gefahren, die eine solch gründliche Reinigung des Gottesbegriffes mit sich führt. Es geht hier nämlich dem Gottesbild wie unseren abgetragenen Kleidern; die wiederholten chemischen Reinigungen greifen die Substanz des Kleides an und lösen sie langsam auf. So auch die Reinigungen des Gottesbegriffes: Sie rücken Gott immer weiter und weiter in die Abstraktion, ins Leere hinaus, und für die praktischen Bedürfnisse des Glaubens und der Kirche bleibt schließlich nichts substantiell Handfestes, nichts Brauchbares zurück. Diese Gefahr erhöht sich, wenn er beim Reinigungsprozeß die Hilfe des Atheismus in Anspruch nimmt, denn der Atheismus hat die Reinigung des Gottesbegriffes bereits bis zur völligen Auf-

Ein genialer, hintergründiger Jux

Im Herbst 1963 erschien im Bärmeier & Nikel-Verlag in Frankfurt am Main ein Büchlein, dessen Titel «Die Wahrheit über Hänsel und Gretel» Aufsehen erregte. Darin berichtet ein Hans Traxler über die Forschungen eines Studienrates, des Sudetendeutschen Georg Osseg, der jetzt in Aschaffenburg wirke.

Wie einst Heinrich Schliemann durch seinen unerschütterlichen Glauben an den wahren Kern der homerischen Heldenlieder die Ruinen Trojas entdeckte, so sei Georg Osseg, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß auch die Märchen keine reinen Phantasiegebilde seien, der Wahrheit im Märchen von Hänsel und Gretel auf die Spur gekommen. Durch ernsthaftes Forschen, geniale Eingebungen und auch eine gute Dosis Glück sei es ihm gelungen, zunächst das sogenannte Elternhaus des Geschwisterpaares Hänsel und Gretel festzustellen, sodann den Weg der Geschwister durch den Wald bis zu ihrem Nachtlager zu verfolgen und auch den Baum zu finden, an den der Ast gebunden war, der den Kindern die Schläge der Holzaxt des Vaters vortäuschen sollte. An den Jahresringen der gefällten Eiche hätte sich das Alter abzählen lassen; so sei der Forscher auf die Zeit des Dreißigjährigen Krieges (1618—1648) gestoßen; damals müsse sich die dem Märchen zu Grunde liegende Moritat abgespielt haben.

Im Hexenwald im Spessart auf dem Engelesberg sei dann der Forscher auf die Fundamente eines Hauses, eines Sodbrunnens und vierer Backöfen gestoßen. In einem dieser Backöfen hätte sich ein angekohltes Frauenskelett befunden; außerdem sei allerlei Backgerät und sogar ein Lebkuchenrezept aus dem 17. Jahrhundert zutage gefördert worden. Prächtige Bildbeigaben als Dokumentation illustrieren im Buch alle diese überraschenden Funde.

Ja noch mehr: der Dialekt des Versleins

«Knuper, knuper, kneischen
wer knupert an meinem Häuschen?»

habe den Forscher nach Wernigerode im Harz geführt, und hier sei ihm der letzte entscheidende Fund geglückt: im Wernigeroder Stadtarchiv habe er eine Handschrift aufgestöbert mit dem barocken Titel:

«Wirkliche und akkuratete Beschreibung
der hochnotpeinlichen Befragung der
Katharina Schraderin, genannt die
Bakkerhexe».

Und nun wird recht glaubhaft dargetan, daß diese Katharina Schrader im Dienste des Abtes von Quedlinburg das Kochen und Backen gelernt habe und wie sie dann auf Märkten und Messen in Süddeutschland ihre Lebkuchen feilgeboten. Das hätte den Neid der Nürnberger Bäcker erregt. Einer von ihnen, ein Hans Metzler, habe um die Schraderin geworben, um so zu dem Rezept zu gelangen. Allein Katharina habe ihn abgewiesen. Aus Rache habe sie der verschmähte Liebhaber als Hexe angezeigt (1647).

Im Prozeß seien dann alle die verlogenen Behauptungen aufgetaucht, die wir aus dem Märchen, aber auch aus allerlei Hexenjagden kennen: das mit Pfefferkuchen gedeckte Haus, die Lustträume erweckenden Lebkuchen, das Anlocken und Fangen von Kindern, deren Mästen, Schlachten, Braten und Verspeisen. Auch daß ihr Geburtsort Wernigerode in der Nähe des Brocken mit seinem bekannten Hexentanzplatz liege, sei belastend für die Schraderin gewesen. Die vermeintliche Hexe sei aber auf der Folter standhaft geblieben und habe alles als Racheakt des abgewiesenen Bäckerliebhabers hingestellt, so daß man sie schließlich habe laufen lassen.

Da sei denn dem Hans Metzler nichts anderes übriggeblieben, um das Rezept doch noch zu ergattern, als zusammen mit seiner Schwester Gretel die «Hexe» im Spessart, wohin sie sich vor den Nachstellungen geflüchtet hatte, aufzuspüren, sie zu überfallen, zu ermorden und zu berauben.

Das seien die Tatsachen, die dann aus moralischen Gründen von den Märchenerzählern zu der bekannten Geschichte umgebaut

lösung der begrifflichen Substanz durchgeführt. Doch sind das Sorgen, die wir dem Jesuitenpater schon selbst überlassen dürfen.

Unser Autor *will* nun einmal Transzendenz und Kontingenz der Realität in einem und zugleich — was nach Jaspers und auch nach unserer Auffassung eine bare Unmöglichkeit ist.

Es ist aber schon recht verdienstlich von unserem Autor, daß er sich überhaupt so weit in die Transzendenzdiskussion hineinwagt. Daß er dann vom Wirbel dieser Diskussion erfaßt und etwas unsanft umhergeworfen wird, das ist nicht seine persönliche Schuld, das ist vielmehr die Schuld seiner christlich-gläubigen Voraussetzungen.

Damit schließen wir unseren Besuch bei den Schweizer Jesuiten in ihrem schönen Heim auf dem Riedberg in Zürich ab; gar vieles, was wir mit ihnen auch noch gerne besprochen hätten, muß wegfallen. Was aber sagen wir zum Ganzen dieser eigenartigen jesuitischen Bemühung?

Wir haben es da mit dem Versuch zu einer Selbstkritik zu tun, die auch von uns aus ernst genommen sein will. Um ihr gerecht zu werden, müssen wir uns vor zwei Fehlern hüten:

1. Vor dem *Fehler der Ueberschätzung!* Es sind vorerst nur einzelne Mitglieder der helvetischen Jesuitenprovinz, die sich in der Selbstkritik so weit hinauswagen. Wir wissen nicht, wie die Provinzleitung, und wissen erst recht nicht, wie sich der Jesuitenorden als Ganzes nicht nur zu dieser Selbstkritik, sondern auch zur Veröffentlichung dieser Selbstkritik stellt. Auch handelt es sich hier noch lange nicht um einen Uebergang zu einer diesseitigen Weltanschauung. Die Kritik trifft die jenseitig-göttlichen Fundamente ihres Glaubens; an diese Fundamente kommt die Kritik ja gar nicht heran, und niemals könnte der Autor, niemals könnte die ihn begleitende Gruppe von Jesuiten unserer zentralen Position, der uns selbstverständlichen Umkehrung der Schöpfungslehre zustimmen, die da lautet: Nicht ein Gott und auch nicht ein christlicher Gott hat

Welt und Menschen geschaffen; umgekehrt: Die reale Welt hat im Entwicklungsprozeß den Menschen und durch den Menschen hindurch nachher die Gotteslehre und den Schöpfungsmythos geschaffen. Mögen die Herren Jesuiten in der vorliegenden Selbstkritik noch so «auflüpfisch» sich geben — an ihrem jenseitigen realen Gott und an ihrer Zweiweltenlehre wollen sie unbedingt festhalten; sie wollen sie nur von einigen Schlacken und Schwächen reinigen.

2. Wir dürfen diesen selbstkritischen Vorstoß aber *auch nicht unterschätzen*, auch nicht mißdeuten. Die schlimmste Mißdeutung wäre wohl diese: Diese ganze Selbstkritik ist nur ein taktisches Manöver — in absehbarer Zeit muß die Schweiz zu den Jesuiten-Artikeln unserer Bundesverfassung Stellung nehmen — da wollen die Riedbergherren vorher gut Wetter machen, wollen zeigen, wie vernünftig und einsichtig sie sind, wie nahe sie den übrigen helvetischen Landeskindern bereits stehen — die Jesuiten wollen, wie der Franzose sagt: Reculer, pour mieux sauter — ihre heutigen Zugeständnisse wollen nur das weltanschauliche Terrain taktisch so vorbereiten, daß von dort aus später einmal wieder ein wuchtiger Angriff vorgebracht werden kann.

Dieser Mißdeutung also wollen wir nicht zum Opfer fallen und sind bereit, die Selbstkritik ernst zu nehmen. Und sicher ist dieses eine: Auch diese Selbstkritik geht über eine bloße Flaute weit hinaus. Sie trifft zwar noch nicht die Fundamente des Glaubens und hätte bis zu diesen Fundamenten noch einen weiten Weg zurückzulegen. Diese Selbstkritik begibt sich aber bereits auf den Weg, der später einmal zu diesen Fundamenten führen könnte.

Unser Autor SJ. hofft also, mit seinem «gereinigten» Katholizismus die Religion von morgen zu schaffen. Daß ihm das gelingen wird, halten wir für ausgeschlossen. Doch wollen wir mit ihm darüber nicht rechten und den Bescheid auf diese Frage ruhig der Zukunft überlassen.

O m i k r o n

wurden. Die Mordgeschwister wurden zu unschuldigen Kindern verniedlicht, und aus der knapp 40jährigen Schraderin wurde die rotäugige, trüfnäsige Greuelhexe, wie sie heute im Bewußtsein aller Menschen im deutschen Sprachgebiet lebt.

Die ganze Geschichte ist so überzeugend vorgetragen, daß sie von weiten Kreisen einfach geglaubt wurde. Um so größer die Empörung, als sich herausstellte, daß das Ganze nur ein literarischer Jux sei, wie der Verfasser Hans Traxler selbst in einer deutschen Fernsehsendung zugab. «Böser Jux mit ungeahnten Folgen», schrieb «Die Tat» am 16. März 1964, und der Direktor des Brüder-Grimm-Museums in Kassel fand, das Buche gehe zu weit und müsse eingestampft werden.

Man muß aber zugeben, der Verfasser hatte gewisse Sicherungen eingebaut, an denen der aufmerksame Leser hätte merken müssen, daß da etwas nicht stimmen könnte: etwa der Strick, der in 300 Jahren mit dem Baum in 25 Meter Höhe hinaufgewachsen sei, die Schrift des Lebkuchenrezeptes, die Grundmauern des «Hexenhauses», die mehr an Burgmauern als an ein Bauernhaus erinnern, und anderes. Man hätte also den Jux erkennen können!

Warum dann aber die Empörung? Aergerte man sich, weil man hereingefallen war? Oder hatte der Verfasser seinen Finger auf eine wunde Stelle im europäischen Volksbewußtsein gelegt?

Es sei in aller Kürze auf einige Tatsachen hingewiesen:

Der Hexenwahn ist alt. Schon der Sachsenspiegel (um 1220) bestimmt: «Zauberer und Hexen sollen mit dem Feuer gerichtet werden.» Aber System kam in die Hexenverfolgung erst durch die Kirche, als Hexerei und Zauberei als eine Abart der Ketzerei gebrandmarkt wurden.

Zunächst verhängte die Kirche die gewöhnlichen Kirchenbußen über die als Hexen und Zauberer verleumdeten Menschen, doch die Strafen verschärfte sich rasch. Wie der Kampf gegen die Ketzerei, war auch die Verfolgung der Hexen Sache der Inquisition. 1275 fand die erste Hexenverbrennung in Toulouse statt.

Um die angezweifelte Vollmacht zweier Inquisitoren zu bestätigen, erließ Papst Innozenz VIII. im Jahre 1484 die sogenannte Hexenbulle «Summis desiderantes», worin er entschied, daß Hexerei und Zauberei vor ein geistliches Gericht gehören. Das führte zu einer Vermehrung der Hexenprozesse.

Der berüchtigte «Hexenhammer» (Malleus maleficarum) wurde von zwei Inquisitoren, Heinrich Institoris und Jakob Sprenger, 1489 veröffentlicht. Es war eine private Kampfschrift, die zudem mit Fälschungen arbeitete. Sie stieß anfänglich auf heftigen Widerspruch, setzte sich dann aber als allgemeingültiges Gesetzbuch der Hexenprozesse durch. Bis zum Jahr 1669 wurde das Werk 29mal aufgelegt. Um Geständnisse herbeizuführen, wurde die Folter erbarmungslos angewendet oder die Angeschuldigte wurde einem Gottesurteil unterworfen, das auf jeden Fall zu ihrem Tode führte.

Die drei christlichen Konfessionen setzten ihre Ehre darein, im Eifer der Hexenverfolgungen nicht hinter den andern zurückzutreten. Der Hexenhammer wurde auch bei den protestantischen Geistlichen zum Gesetzbuch für Hexenprozesse. Nur Rom und das katholische Italien kennt keine Hexenverfolgungen, sonst aber ganz Europa, England und die Vereinigten Staaten von Amerika.

Die meisten Hexenprozesse fanden im 16. und 17. Jahrhundert statt. Im bernischen Gebiet wurden von 1591 bis 1595 jährlich etwa elf Hexen verbrannt, 1596 bis 1600 jährlich im Durchschnitt 51, in den Jahren 1601 bis 1610 durchschnittlich 24. In den folgenden Jahren steigerte sich die Zahl der Hexenverbrennungen wieder; erst um die Mitte des Jahrhunderts trat eine Abnahme der Hexenprozesse ein. In Genf wurden binnen vier Jahren 900 Hexen verbrannt. Die letzte Hexe, Anna Göldli, wurde 1783 in Glarus enthauptet.

Ebenso ungeheuerliche Zahlen könnten aus andern Ländern und Gegenden berichtet werden. Die Schätzungen, wieviel Menschen diesem unseligen Hexenwahn zum Opfer fielen, schwanken zwischen 500 000 und 9 500 000 Seelen. Wenn man weiß, daß das

Eine böse Entgleisung

leistet sich Pfarrer Erwin Anderegg, der in Basel die Patienten der Heil- und Pflegeanstalt Friedmatt geistlich betreut. In seinem Aufsatz «Das Glaubensproblem des Depressiven. Seelsorge zwischen Theologie und Psychiatrie» (Kirchenblatt für die reformierte Schweiz Nr. 25 1963) trennt er mit Recht den krankhaft-depressiven Unglauben, das Gefühl der Gottesverlassenheit also und das aus Krankheitsgründen nicht mehr Glauben können vom bewußten und gewollten Unglauben des Diesseitsmenschen. Diesen philosophisch und wissenschaftlich begründeten Unglauben meint er so charakterisieren zu müssen:

«Dem Unglauben ist immer eine Hybris des Kreatürlichen eigen. Der eigentlich Unglaubende meint, ohne Gott auskommen zu können. Er ist psychiatrisch gesehen eine beinahe wahnhaft gesteigerte Ueberwertung der eigenen Person mit der Folge einer bewußt oder unbewußt vollzogenen Identifikation des Menschen mit Gott. Der Drang nach dieser Identifikation, wie er schon in der Schöpfungsgeschichte auftaucht, ist letztlich nicht anders als eine Krankheit des Menschen an sich selbst aufzufassen. Wenn diese Krankheit heute weniger im Einzelnen festzustellen ist, so hat sie sich dafür mehr in das Kollektiv verlagert. Sie ist deshalb nicht ungefährlicher. Sie ist im eigentlichen Sinne tödlich.»

Die Argumente, die sich dem Widersinn und Unsinn dieser Sätze entgegenstemmen, drängen sich sofort von allen Seiten heran und melden sich zum Wort. Es ist aber unmöglich, sie hier alle ins Feld zu führen; wir beschränken uns auf die wenigen folgenden Einsprüche:

1. Der Unglaube, den Pfarrer Anderegg treffen will, ist überzeugt, daß der christlich gemeinte Gott nicht existiert, weder auf Erden noch in einem imaginären Himmel; er ist ferner überzeugt, daß ein so persönlich gefaßter christlicher Gott nur die Einbildung, die Schöpfung eines religiös erregten Menschen-

gemüts ist. Ist einmal dieser Entscheid in der Seinsfrage gefallen, so hat der philosophisch begründete Unglaube gar keine andere Möglichkeit — er *muß* ohne diesen Gott auskommen, ob ihm das leid tut oder nicht. Darum ist es unsinnig, von einer krankhaften Identifikation des Menschen mit Gott zu reden. Wie soll, wie kann sich der Diesseitsmensch mit dem identifizieren, von dessen Nichtexistenz er überzeugt ist? Wie kann er einen Gott verdrängen, der gar nicht existiert?

Hinter diesem Unglauben steckt also keine krankhafte Hybris, kein Größenwahn, wie Pfarrer Anderegg meint, sondern ein ruhiger und sachlich sehr wohl begründeter Entscheid in der Seinsfrage. Diesem Entscheid, dieser Wahrheit fügt sich der Diesseitsmensch; der Jenseitsmensch aber, dem sein Glaube lieber ist als die von den Menschen geschaffene Wahrheit, widersetzt sich dieser Wahrheit, dieser Einsicht mit allen Kräften.

Das aber, was Pfarrer Anderegg als Hybris und Größenwahn hinstellt, ist just nicht der Atheismus des philosophisch begründeten Unglaubens, wohl aber ein Antitheismus, wie er am stärksten wohl aus Goethes «Prometheus» zu uns spricht.

2. Suchen wir nach krankhafter Hybris und nach Größenwahn, so finden wir diese beiden eher hinter dem Christenglauben als hinter dem Unglauben. Der vom Zweifel noch nicht angefressene Christenglaube ist doch überzeugt, daß Gott Erde und Weltall um des gläubigen Menschen willen geschaffen und daß er die Erde um des Menschen willen in den Mittelpunkt des Weltalls gerückt hat; so wie Jung-Stilling, als er noch Pietist war, den Finger Gottes überall sah und spürte, so glaubt der noch glaubensstarke Christ, daß die väterliche Fürsorge Gottes ihn vor Schaden bewahren und alle Dinge ihm zum Wohle lenken werde. Dieser Christentyp verlangt auch eine Sonderstellung im biologischen Bereich der Organismen; er überläßt wohl, zusammen mit der neueren Theologie, den Leib den irdischen Gesetzen der Entwicklung, aber Seele und Geist werden aus jeder Vermischung mit der irdischen Realität sauberlich herausgehalten —

Eigentum der Hexen dem Richter zufiel und daß die Scharfrichter nach Dauer und Brutalität der Folterungen besoldet wurden, wird eine Ursache dieser maßlosen Verleumdungen ersichtlich. Der Richter Benedikt Carpzow (1595—1666), der «Vater des sächsischen Rechts», rühmte sich, 20 000 Todesurteile unterzeichnet zu haben. Er war ein reicher Mann. Im 17. Jahrhundert war eben die Hexenverfolgung bereits in die Hände der weltlichen Richter gelangt. Die Bulle von Papst Gregor XVI. gegen die unrechtmäßige Hexenjustiz (1623) kam zu spät.

Vereinzelt waren dagegen die Stimmen der Vernunft. Der feinsinnige Lyriker Friedrich von Spee (1591—1635), der als Jesuitenpater zweihundert Hexen zur Hinrichtung begleiten mußte, von denen er keine einzige für schuldig hielt, schrieb: «Kein Entschuldigen und Rechtfertigen, nichts auf der Welt hilft ihnen mehr — sie müssen schuldig sein. Man peinigt sie so lange, bis sie sterben oder bekennen. — Ich schäme mich Deutschlands; was werden die andern Nationen sagen, die so schon unsere Dummheit zu ver-lachen pflegen.»

Erst im 18. Jahrhundert ließen die Hexenprozesse allmählich nach, wohl auch mit eine Folge der zunehmenden Aufklärung und des Umstands, daß sich die Heilkunde auf naturwissenschaftliche Grundlagen umstellte und durch systematische Forschung das Zauberberuhen auf diesem Gebiete zurückdrängte.

Heute schämt sich der bewußtere Teil der Menschheit dieser Vergangenheit. Doch ist auch heute der Hexenwahn keineswegs erloschen. Immer wieder liest man in den Zeitungen von Fällen, in denen Frauen durch Verleumdungen, sie seien eine Hexe, in schwere seelische Not, wenn nicht gar in den Tod getrieben wurden. Heute allerdings nehmen sich die Gerichte ihrer an und schützen sie vor ihren Bedrängern. Daß bessere Einsicht einen schweren Stand hat gegenüber den Hexengläubigen, braucht uns nicht wundern, wird ihnen doch schon im Kindesalter das Hexengift in Märchenform eingetrichtert, kein Märchen ist in Deutschland so ver-

breitet wie das abscheuliche von Hänsel und Gretel. Und das will man sich nicht rauben lassen durch den Herrn Traxler, man will bei dem Glauben bleiben, daß die Hexe schuld war und die Mordgeschwister harmlose Kinder. Schließlich behaupteten die Nationalsozialisten ja auch, die Juden seien schuld an ihrer eigenen Ermordung.

Aber Hans Traxler hat seine Geschichte gut erfunden, es könnte wirklich so eine Mordtat hinter dem Märchen stecken. Für jeden Einsichtigen steht doch fest, daß dieses Anlocken der Kinder mit Zuckerzeug in Verbindung mit Kannibalismus Greuelmärchen sind. Und wie bei den historischen Hexenprozessen vielfach Gewinnsucht und unbewußte oder irgeleitete Sexualtriebe und Verdrängungen Ursache der Anschuldigungen waren, so hat auch Hans Traxler den verschmähten und um das Lebkuchenrezept geprellten Liebhaber als wahren Schuldigen glaubhaft erfunden. Non e vero, ma ben trovato!

Wenn nun nach diesem «Jux» Mütter, Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen nicht mehr wissen, wie sie das Märchen von Hänsel und Gretel erzählen sollen, so ist das gut so: Sie sollen es nicht mehr erzählen! Es ist endlich an der Zeit, mit dem unsinnigen Hexenwahn abzufahren, ihn endgültig zu begraben und nicht, ihn in Form von Kindermärchen lebendig zu erhalten.

Und deshalb wünschen wir dem Büchlein «Die Wahrheit über Hänsel und Gretel» weiteste Verbreitung — auch wenn es nur ein Jux ist, es ist ein verdienstlicher, begrüßenswerter Jux. Denn der wahre Kern — die Unschuld der «Hexe» und die Schuld der Verleumder und Mörder — wurde herausanalysiert, auch wenn alle Dokumentation darumherum nur Humbug ist.

Helmut Zschokke

Idole darf man nicht anrühren; die Vergoldung geht ab.

Gustave Flaubert